

Die Zeitungszeit

Nr. 50

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

„O Theophil . . .“

Erzählung von Carl Hulle.

Mit Theophil war es entschieden nicht richtig. Seit Wochen schon hatte er sich im „Dachsbau“ nicht blicken lassen. Und heut, als er endlich mal wieder in die kleine gemütliche Kneipe gekommen war, hatte er ruhig auf seinem Stuhle gesessen, an seiner Zigarre gezogen und halb stumpf, halb vergrübelt vor sich hingestarrt.

„Mensch, wo sticht es denn?“ hatte der Polizeifergeant Lämmchen mit freundlichem Rippenstoß gefragt, aber der Schneider hatte bloß sein Glas ergriffen: „Brösterchen . . . Brösterchen!“

Grade als hätte ihm einer zugezogen.

Da hatte Kaufmann Zwiebusch seine berühmte „Hundert-Taler-Rache“ losgelassen, dieses kurze helle Lachen, das ihm hinten aus der Kehle kam; Schreiber Neumann hatte gegrinst; der etwas schwerhörige Gemüsehändler Ahlbaum hatte fragend auf die Augen der anderen gesehen, um den Grund der Heiterkeit zu erforschen, und Lämmchen hatte nach der ersten Verblüffung halblaut „Dittküttil“ gesagt: Das hieß: Verrückt! — Aber dann war es gemütlich wie immer gewesen. Man hatte getrunken, gestritten, sich ereifert, nach neuem Bier gerufen. In das Stimmgewirr hinein hatte ab und zu das Orchester aus der Ecke einen Marsch gebröhnt. Und Theophil Nummer hatte nicht nur stets den Takt dazu genickt, sondern sich sogar an der heftigen Auseinandersetzung über den neuen Bürgermeister beteiligt. Doch immer von neuem war er in sein Dröseln gesunken und still geworden. Er wußte selber nicht, was das mit ihm war. Wie eine tiefe Niedergeschlagenheit und Erschlaffung kam es seit Wochen über ihn. Der vergangene Monat hatte viel Arbeit gebracht; im Oktober bestellten die Leute so

langsam ihre Wintersachen. Aber selbst mitten in der Arbeit hatte es ihn befallen. Ohne jeden Grund hatte er dann auf dem Schneidertische die Hände sinken lassen und durchs Fenster gestarrt — durch dieses kleine Fenster, das über den Bahndamm fort auf Brachland und Wiesen sah. Katternd fuhrn draußen alle zehn Minuten die Vorortzüge vorüber: dann zitterten die Wände leicht und der Spiegel klirrte. Wuchtiger und dumpfer brausten die Sitzzüge heran, die nach dem Osten gingen. Sie ließen das ganze Haus erbeben. Bis in den Arbeitstisch schlug die Erschütterung hinein, und noch lange hörte man aus der Ferne das donnernde Stampfen. Oft schreckte der Schneider erst auf, wenn alles wieder ruhig war.

Heute nachmittag hatte er den letzten bestellten Wintermantel fertig bekommen, den er morgen in Königsruhe abliefern sollte. Vorläufig konnte er also feiern, und deshalb war er abends hierher, in den „Dachsbau“, gegangen. Aber er hatte es gleich gemerkt: auch hier, wo er doch manches Mal so vergnügt gewesen war, legte sich diese seltsame Lähmung über ihn, gegen

die er keinen rechten Widerstand aufbringen konnte. Er fühlte sich dabei durchaus nicht krank. Er ward nur plötzlich in eine tiefe Stille entriekt — gleichsam als stülpe sich eine Glasglocke über ihn. Und der Lärm, der rings um ihn anschwellte, erreichte ihn dann nicht. Er schäumte nur wie die Brandung um eine ruhige Insel. Mechanisch unterschied sein Ohr wohl Stimmen und Rufe, doch sie hatten etwas Unwirkliches und Fernes. Kaum, daß er sich später an etwas Einzelnes und Bestimmtes erinnern konnte.

Vorhin jedoch hatte er einen halben Satz aufgefangen, der seitdem nicht weichen wollte. Ob er sprach, trank, rauchte: immer hörte er die abgerissenen Worte, die an irgend einem der Nebentische von einer fremden Stimme gefallen waren: „Als ich vor'ges Jahr durch die Rheinprovinz gewalzt bin —!“

Sie ließen ihn nicht los. Sie verfolgten ihn förmlich. Und nachdem er wieder eine Weile gehockt hatte, drehte er in einem plötzlichen Entschlusse seinen Stuhl herum und musterte die Gäste. Richtig, richtig — da drüben saß ja der junge Lorenz, der eben von der Wanderschaft zurückgekehrt war. Er gestikuliert und erzählte in einem fort, aber man verstand immer nur ein paar Brocken — gerade genug, um sich einen leidlichen Vers daraus zu machen. Da war das alte Köln mit dem Dom. Auf dem Rhein gingen die Schiffe. Der Wein blühte. In Bonn sangen die Studenten.

„Und überall die feinen Mädchen, Kinder, — ei du Donnerwetter!“

Das war fast der einzige Satz, der ganz klar herüberklang.

Die anderen lachten und stießen mit dem Heimgekehrten an. Sie hatten wohl alle schon einen kleinen Sieb sitzen.



Straßenbild zur Weihnachtszeit. Nach einer Original-Aufnahme von G. Reinte.

Romisch! dachte Theophil Kummer, und wandte sich wieder um. Er trank sein Bier aus und hielt auch mit, als Kaufmann Zwiebusch eine Lage Schnäpse spendierte. Über den ganzen Abend über lag ihm die junge fremde Stimme im Ohr: „Als ich vor'ges Jahr durch die Rheinprovinz gewalzt bin —!“

Die Worte ließen sich nicht verscheuchen. Da war es ihm ganz recht, als aus der Ecke wieder das Orchesterion zu dröhnen anhub. Er konnte erst nicht erkennen, was es spielte. Aber nach der Einleitung schälte sich die Melodie

„Der Mai ist gekommen . . .“

Wer sang denn da mit? Ach so . . . der junge Lorenz. Er stand am Apparat und nickte seiner Gesellschaft zu.

Die Gäste sahen von Bierglas und Karten auf. Ein paar lachten. Ein paar summt die Weise mit. Polizeifergeant Lämmchen trommelte mit seinen plumpen Fingern den Takt auf der Holzplatte des Tisches.

Und jetzt erhob der junge Lorenz die Stimme, als wäre er allein im Lokal: „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!“ Das klang frisch und keck durch die verräucherte Bude, das hob sich jauchzend zum Schlusse: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

Der Schneider hatte gleichfalls ein wenig mitgesummt. Aber plötzlich ward er ganz still. Es war, als ob er nach innen horchte. Ein seltsam gespannter Zug erschien auf seinem Gesichte. Ihm war zu Mute, als stünde er dicht vor einer ganz neuen Klarheit, als wollte etwas in ihm die Miegel sprengen und emporsteigen . . .

Die Zeit verrann. Er merkte es kaum. Ein paar Gäste brachen auf. Auch der junge Lorenz ging mit seiner Gesellschaft. Dann wurde neues Bier gebracht. Er nahm es und nickte.

Und immer war ihm, als müßte er den Atem verhalten, um das, was sich da freiringen wollte, nicht noch im letzten Augenblick zu verschenden. So wartet der Jäger reglos auf dem Anstand: hoch, schon knickt ein Zweig unter dem Fuß des nahenden Wildes, schon zittern die Büsche, durch die es hervortreten wird . . .

Aber da rüttelte ihn der Polizeifergeant am Arme.

„Theophil,“ sagte er mit schon etwas schwerer Zunge, „sei mal kein Döskopp! Ein paar Minuten könnten wir doch noch machen!“

Dabei hielt er ihm ein Spiel schmieriger Karten unter die Augen.

Als wäre ihm etwas zunichte geworden, fuhr der Schneider ärgerlich auf. Dann strich er sich über die Stirn, als müßte er etwas wegwischen, und zuckte die Achseln: „Schön, schön . . . wenn's nich anders sein kann!“

Doch während die anderen ihr Kleingeld zusammensuchten und es neben sich legten, sah er sich noch einmal wie zum Abschied nach dem Tisch um, an dem der junge Lorenz gefessen hatte. Und wie aus der Ferne, aber ganz deutlich hörte er auch jetzt die fremde Stimme: „Als ich vor'ges Jahr durch die Rheinprovinz gewalzt bin —!“

Da spürte er innerlich einen Ruck, als risse etwas in ihm, und alles, was vorhin nur in halben Worten zu ihm gedrungen war, verwandelte sich jetzt in dämmerigleuchtende Bilder, die sich blitzschnell vor ihm abrollten: singend zogen die Bonner Studenten einher — der Kölner Dom stieg sehnsüchtig gen Himmel — der grüne Rhein rauschte — die Weinberge blühten an seinen Ufern — und die Mädchen . . . die feinen Mädchen . . .

„Möchtste nu endlich gehen?“ mahnte Lämmchen ungeduldig.

Der Schneider griff auch wirklich nach dem Spiel. Doch mit einem Male schüttelte er sich und warf die schmierigen Karten mit einer Gebärde des Ekels auf den Tisch zurück — so heftig, daß sie sich aufblättern.

„Nee, nee,“ sagte er hart und entschlossen.

„Ich spiel' nich. Ihr könnt mit mir machen, was Ihr wollt, aber ich spiel' nich!“

Lämmchen sperrte Mund und Nase auf. „Nu wird's Tag!“ brachte er nur hervor.

„Wie?“ fragte der Gemüsehändler. Er bog sich näher, um zu horchen, was es gebe.

Da wiederholte Theophil hartnäckig noch einmal: „Ich spiel' nich, Ahlbaum!“ Und halb stammelnd, nach Worten suchend, die er dann, als er sie gefunden hatte, gleichsam herausstieß:

„So'n Unsinn . . . so'n gottverdammter Unsinn! Da war doch vorhin der junge Lorenz da. Der ist doch durch die Rheinprovinz gewandert. Der hat doch was von der Welt geseh'n. Da draußen . . . da ist die ganze große Welt . . . lauter fremde Städte . . . und Flüsse . . . und Berge . . . und . . . und alles, was man nich kennt. Aber unsereiner sitzt hier in der Kneipe und lauft und is stumpfsinnig. Se, se, das is doch verrückt!“

Einen Augenblick starrten sie ihn an, als begriffen sie nicht.

„Selber! Selber!“ schrie dann der Polizeifergeant wütend und hämmerte mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn. „Hat der Mensch denn so was geseh'n! Immerzu mußte heut anfangen! Wenn's Dir bei uns nich mehr paßt —“

„Was will er?“ fragte der Gemüsehändler zum zweiten Male und hielt die Hand ans Ohr.

„Warum krieg' ich keine Karten?“

„Es ist ihm hier nich mehr schön genug,“ trompetete Lämmchen zurück. „Naus will er!“

„Naus? Wohin raus?“ Mißtrauisch sah sich Ahlbaum um. „Hier is es doch wahrhaftig gemütslich!“

„Stimmt!“ sagte Kaufmann Zwiebusch. „Nich zehn Pferde bringen mich von hier weg.“ Und mit der fettigen „Hundert-Taler-Lache“: „Bei Mutter is es immer am besten!“

Aber Theophil schüttelte ruhig den Kopf: „Das versteht Ihr nich. Davon könnt Ihr nich mitreden!“

„Erlauben Sie mal,“ warf der Schreiber ein und rutschte erregt auf seinem Stuhle her und hin, — „ich hab' doch gewiß manches gesehn, aber was Sie da reden, das ist ja Quark. Zeigen Sie mir doch mal so'n Ort wie unsern! Ja, proßt Mahlzeit . . . den können Sie mit der Laterne suchen! Wo ist denn sonst noch alles so zusammen? Gehn Sie links runter, haben Sie den Wald. Rechts, den großen See. Und die neue Elektrische . . . und die bequemen Verbindungen mit Berlin! Das suchen Sie sich doch erst mal wo anders!“

Triumphierend sah er sich um und stärkte sich durch einen Schluck. Aber während die anderen beistimmten, während der Polizeifergeant mit der Kante der zusammengepreßten Karten auf den Tisch klopfte und ärgerlich rief: „Spielen wir nu, oder spielen wir nich? — blickte der Schneider fast höhnisch von einem zum anderen.

„Ihr wißt das eben nich besser,“ sagte er, ohne Lämmchens Frage zu beachten. „Und man kann das ja auch gar nicht verlangen. Ihr klebt hier nu mal fest. Wichtig rausgekommen seid Ihr auch alle zusammen nich. Aber ich . . . ich bin doch früher gewandert. Nu natürlich . . . als ich'n junger Kerl war . . . da bin ich'n paar Jahre losgegangen. Erst durch Thüringen, und dann nach Bayern rein, und immer so weiter . . . Tirol . . . Innsbruck . . . Wien. Ich sag' ja auch gar nich, daß es hier häßlich is. I nee . . . warum denn? Bloß, man weiß alles immer vorher. Links runter der Wald, rechts runter der See. Und alle zehn Minuten ein Zug nach Berlin. Jede Ecke kennt man, und wenn man in die Kneipe kommt, braucht man gar nich erst hinzukucken, wer da alles sitzt. Das is Zade wie Hofe . . . Tag für Tag dasselbe. Gingege . . . wenn man so wandert, und wenn man sich morgens das Bündel über die Schulter schmeißt,

dann is man or'ndlich neugierig: wohin wirste heute kommen? Und keinen Weg, den man geht, is man schon 'mal gegangen, keinen wird man zum zweiten Male gehn. Wer das nich durchgemacht hat, der versteht das ja nich!“

Er hatte zuletzt rasch und selbstig gesprochen . . . fast fiebrisch aufgereg. Seine Hände hatten zu den einzelnen Sätzen ungeschickt formende Bewegungen gemacht. Und es war nun doch, als ob etwas lange Angestautes sich Bahn bräche und frei würde. Vielleicht war er auch nur angetrunken . . .

Sie hörten ihm jetzt zu . . . mit spöttisch-überlegenen Mienen zwar, aber ohne Zwischenrede. Es war wohl ein dumpfes, halb ungewußtes Staunen in ihnen . . . über die ungewohnten Worte, die da fielen, oder über eine neue Welt, die in ihren engen Lebenskreis hineindämmerte.

Theophil aber, ordentlich glücklich und wie von den auftauchenden Erinnerungen befeuert, erzählte immer weiter . . . hastig, als dürste er nicht stecken bleiben. Er erzählte von Städten und Ländern, von Herbergen, in denen er gerastet hatte, und von Kunden, mit denen er eine Strecke zusammen gewalzt war, von lieben oder herben Meistertöchtern und hundert Kleinigkeiten sonst. Dinge, die ihm längst entschwunden waren, tauchten wieder auf und glitten im Strome vorbei. Lange, freudlose Arbeitsjahre fielen von ihm ab. Wie Zunder, fast ohne einen Aschenrest zu hinterlassen, verbrannten sie an der zitternden Flamme, die alle Erlebnisse der Vergangenheit hell beleuchtete. Und als er einen Augenblick stocken und sich verwirren wollte, sprang ihm sofort wie eine Vision ein neues Bild auf, daß er sich auf den Finger biß und mit „Ja, ja“ selber beruhigte.

„Abends,“ sagte er, „wenn man dann so ankummt . . . man is natürlich bestaubt und bedreckt, und müde wie ein Hund is man auch. Und dann sieht man die Stadt so liegen . . . von der letzten Steigung aus . . . ganz unten . . . und ein paar Rötter bellen herauf . . . und ein paar Lichter sind schon angesteckt . . . und man weiß, da wird man logieren. Das muß schon tief in Oestreich gewesen sein, da bin ich mal so spät zurecht gekommen. Wir haben grade Vollmond gehabt, und ich geh so in die Stadt rein. Es war wohl ein Sonntag oder so, und vor den Türen saßen die Leute und sagten Größ Gott . . . und die Häuserchen hinter ihnen waren dunkel, bloß daß mal im Flur 'ne Laterne gebrannt hat. Vor jedem aber, die ganze Straße lang, standen die Bäume ganz dicht, und die müssen erst grade geblüht haben. Denn die Motten und die Nachtschmetterlinge sind da rumgeflogen, daß ich aus Spaß mit 'm Stock danach geschlagen und gleich welche getroffen hab', so viele waren's! Und auf'm Markt hat die Musik gespielt . . . in der Mitte beim Brunnen. Romisch, überall gibts da Brunnen, die laufen immerfort, ob ein Mensch sie braucht oder nich. Tag und Nacht laufen sie. Und zu der Musik gingen die Leute spazieren, mitten dazwischen die jungen Mädchen, immer zu zwein oder drein, und hatten sich untergefakt und lachten sich nach mir um und lachten. Da hab' ich gedacht: hier könntste vielleicht dein Glück machen . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Der erste Schnee.

Was weiß und rein vom Himmel fiel.
Süß nun mit lichtigem Schein,
Ganz ohne Ende, ohne Ziel,
Die weiten Felder ein.
Ein Leuchten ist erwacht,
Tut meinen Augen weh.
So fern ich seh
Ist heller Schnee
Gefallen über Nacht.

Schreckensdrachen der Vorzeit.

Von Gg. Engelbert Graf.

Greuliche Drachen und Lindwürmer erregten von alters her die Phantasie der Menschen. In Literaturdenkmälern, deren Alter auf drei, ja vier Jahrtausende zurückreicht, begegnet uns bereits der Drache, wird er ähnlich geschildert wie in unseren heimischen Sagen und Märchen.

Als dann später die Menschheit vernünftiger und skeptischer wurde, vermied man neben Zwergen und Niesen auch die Drachen ins Fabelreich; man lächelte bloß, daß Menschen je an eine derartige Kinderei hatten glauben können.

Und doch haben diese Drachen einmal existiert. Es gab eine Zeit, wo der Boden unter dem Tritt riesiger Lindwürmer dröhnte, wo die Wogen des Weltmeeres weit aufschäumend von ihnen zerteilt wurden, wo unheimliche Flugdrachen gespenstisch durch die Luft segelten. Und viel phantastischer mögen sie ausgesehen haben, als selbst ein Höllenbreughel sie zu seinen Gemälden erdachte.

Erst der modernen Paläontologie, jenem Zweige der Naturwissenschaft, der sich mit den Nesten vorzeitlicher Lebewesen, den sogenannten „Versteinerungen“, befaßt, ist es gelungen, sie wieder vor unsere Augen zu zaubern, uns zu überzeugen von ihrer ehemaligen Existenz, uns ein Bild zu geben von ihrem Körperbau, ihrem Aussehen, ihrer Lebensweise.

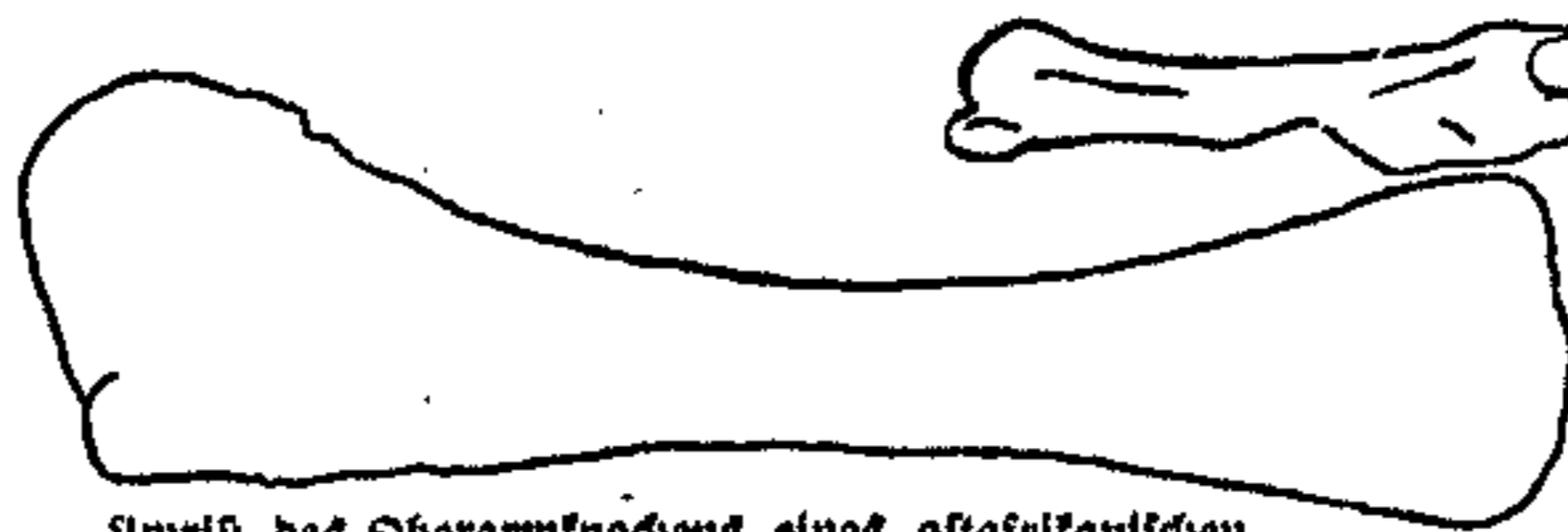
Millionen von Individuen lebten und starben in den Millionen von Jahren der geologischen Vergangenheit; ihr Körper zerfiel, verweste und trat wieder in den Kreislauf des ewigen Werdens und Vergehens ein. Nur einige wenige ließ der Zufall in schlammigen Sümpfen hilflos verenden oder bettete ihre Kadaver in Sandbänke ein. Während die Weichteile der Beschulung anheimfielen, wurden die Knochen allmählich von Kalk oder Kieselsäure und dergleichen durchtränkt; je mehr die Luft abgeschleffen war, um so wirksamer war der Versteinerungsprozeß. Jahrmillionen vergingen; Schlamm und Sand waren zu Schieferton und Sandstein verkittet worden; von den Geschlechtern, denen sie ein Niesenkirchhof geworden waren, lebte keine Spur mehr auf der Erde. Da klopfte eines Tages der harte Hammer des Geologen an das Gestein, die Schichten lösten sich voneinander, so daß sie der Forscher wie die Urkunden eines Archivs untersuchen konnte. Sorgfältig wurde das gesammelt, was an versteinerten Nesten in und zwischen den Schichten sich fand, sorgfältig mit Meißel und Dorn und Nadel aus dem Gestein herausgelöst und „Bein fügte sich an Bein“, Fehlendes wurde von kundiger Hand ergänzt — bis in Skeletten und danach rekonstruierten Modellen eine Tierwelt wieder vor den staunenden Augen erstand, die als Spukgestalten bis dahin nur in der Phantasie gelebt hatte.

Von all den Tiergeschlechtern der Vergangenheit, deren Reste in den Museen geborgen sind, hat keines mehr das Interesse der Laien gefunden als das der Saurier, der Echten, deren letzte, teils aussterbende, teils heruntergekommene Vertreter die Krokodile, Alligatoren, Schildkröten und Eidechsen der Gegenwart sind, heute durch die Ungunst der klimatischen Verhältnisse in den relativ engen Lebensbezirk der tropischen und subtropischen Gebiete gebannt und von höheren Tieren, zumal den Menschen, mehr und mehr zurückgedrängt und vernichtet, ein entthrontes Herrschergeschlecht, dem einmal Luft und Land und Meer untertan waren.

Dank der umfassendsten Forschungen wissen wir heute, daß das Leben auf unserer Erde sich allmählich in unmeßbaren Zeiträumen von niedrigen zu höheren Formen auseinander- und emporentwickelt hat. In grauester Vorzeit muß

aus leblosen Stoffen das Material entstanden sein, das jetzt die Grundlage des Lebens und der Lebenserscheinungen bildet; wahrscheinlich von flachen Partien des Weltmeeres, wo die Entwicklungsbedingungen die günstigsten waren, traten die Urlebewesen ihren Siegeszug über die Erde an. Nach vielen Jahrmillionen treffen wir zu Beginn des Altertums unserer Erde zahlreiche Geschlechter wirbelloser Tiere, aus denen im Verlaufe dieses Zeitalters allmählich die höheren Formen sich entwickelten. Schichten aus der sogenannten Silurzeit weisen die ersten Wirbeltierreste, niedrigstehende Fische, auf; in der folgenden Periode, der Devonzeit, paßten diese sich einem Leben auf dem Lande an: salamanderartige Urmolche krochen in der feuchten Küstzone, in den Sumpfwäldern der Steinkohlenzeit umher. Dadurch, daß ein Seitenzweig dieser Amphibien bei weiterer Anpassung an die Trockengebiete die Kiemenatmung auch in der Jugend endgültig aufgab, entstanden die ersten Reptilien gegen Ende des Altertums der Erde, aus denen wahrscheinlich bereits nach kurzer Zeit — südafrikanische Funde lassen darauf schließen — die ersten Urahnen der Säugetiere, damals aber noch vollständig bedeutungslos, hervorgingen.

In riesiger Verbreitung, in tausend Arten und Abarten treten uns die Reptilien im Mittelalter der Erde, dem sogenannten Mesozoikum, entgegen. Ganze Geschlechter kommen, erobern ein Lebensgebiet nach dem anderen, wer-



Umriss des Oberarmknochens eines ostafrikanischen Gigantosaurus (Mitte) verglichen mit demselben Knochen beim Menschen (unten) und beim afrikanischen Elefanten (oben).

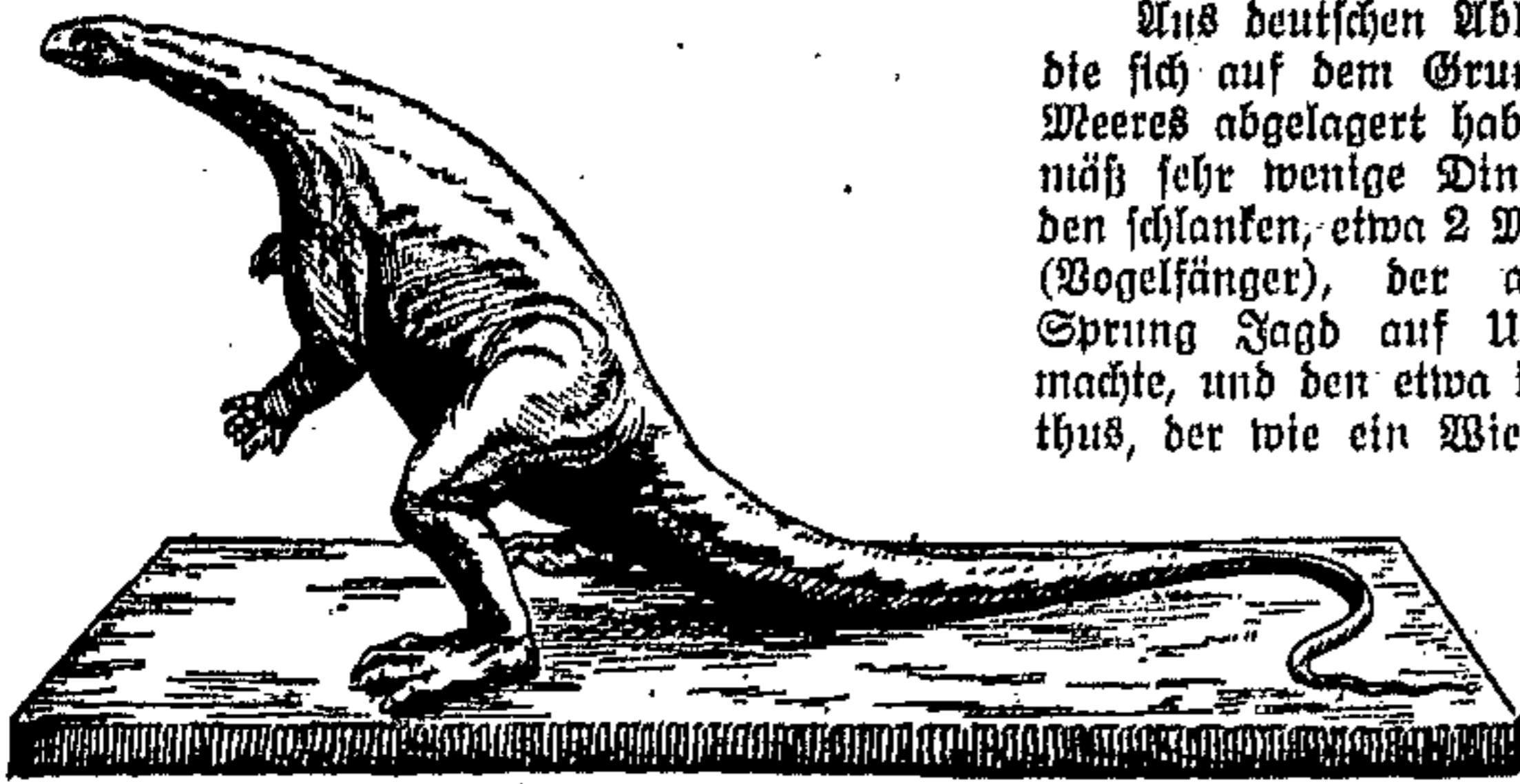
den dabei den Aunen immer unähnlicher und verschwinden schließlich vom Schauplatz, ein ständiger, kaleidoskopartiger Wandel von der Trias über die Jura zur Kreidezeit (die drei Unterabschnitte des Mesozoikums). Weit zahlreicher, weit formenreicher als die heute lebenden Vertreter der Gattung sind schon diejenigen, die uns in versteinerten Ueberresten bis jetzt bekannt geworden sind; daß das nur ein kleiner Bruchteil von denen ist, die seinerzeit die Erde belebten, beweisen die mit jedem Jahre sich mehrenden Funde. Und wie viele Arten mögen dahingegangen sein, von denen auch nicht das geringste Knöchelchen, nicht einmal ein Zahn sich versteinert erhalten hat.

Außer den heute noch vorkommenden Schildkröten und Krokodilen — die aber erst seit der Kreidezeit das Süßwasser bevölkern — belebten das Meer Schuppenhäutler, Fisch- und Langhalssechsen. Bei einigen Arten der Schuppenhäutler verlängerte sich der Körper bis auf dreißig Meter; weit auseinandergerückt und relativ klein waren die vorderen und hinteren Beinpaare, so daß das Tier das Aussehen eines Schlangengeheuers haben mußte; auch die Seeschlange hat also tatsächlich einmal existiert. Ein ausgesprochenes Meerestier war der Ichthyosaurus; fast in allen deutschen Museen sind seine Reste, die der süddeutsche Jura so zahlreich liefert, anzutreffen. Sein Anblick erinnert viel mehr an einen Delfin oder Fisch als an ein Reptil: ein spitzschnauziger, scharfgezählter Schädel saß auf kurzem Hals an dem aufgeblähten dicken Rumpf, der in einen langen Schwanz mit fleischiger Schwanzflosse endigte; die Vorder- und Hinterfüße waren in Paddeln umgewandelt. Im Gegensatz zu ihm trug der Plesiosaurus (Schwanense) einen langen, beweglichen Hals. Beide waren jedenfalls grimmige Räuber unter der damaligen Tierwelt.

Weitaus die größte Mannigfaltigkeit in den Körperformen und in der Lebensweise mag aber bei den Dinosauriern (das heißt den Schreckensdrachen) geherrscht haben, mit denen wir uns hier vornehmlich beschäftigen wollen. Es waren Landsaurier, deren Länge zwischen einem halben und vierzig Metern schwankt, deren Anfänge wir zurückverfolgen können bis an den Schluß des Altertums der Erde, die aber mit dem Beginn der Neuzeit vom Erdboden verschwunden sind. Da sie auf dem Lande lebten, sind die Bedingungen für eine fossile Erhaltung so ungünstig wie nur irgend möglich. Nur in sumpfigem Terrain, in Wattengebieten mit periodischer Ueberflutung und gelegentlichen großen Ueberschwemmungskatastrophen war die Möglichkeit gegeben, daß Nester solcher Landtiere in versteinertes Material eingebettet wurden. Selbst in einem solchen Falle kann aber immer noch nicht mit einem einigermaßen günstigen Erhaltungszustand gerechnet werden; meist werden daher von den Dinosauriern nur einzelne Knochen gefunden, die von der Forschung erst mühevoll ergänzt und rekonstruiert werden müssen; häufig kennen wir nur die Fährtenabdrücke, die die Tiere einstmals im Schlamm oder im nassen Sand zurückließen. Durch die Aufdeckung hervorragender Fundplätze ist aber gerade in den letzten Jahren das Material derart vermehrt worden, daß auch der Laie bald an den Museumsobjekten sich ein anschauliches Bild von diesem ausgestorbenen Drachengeschlecht zu machen vermag. Für uns sind diese Funde um so interessanter, als neuerdings nicht mehr Amerika allein als Fundstelle in Betracht kommt, sondern gerade die wichtigsten Formen im Boden unserer deutschen Heimat oder wenigstens auf deutsch-kolonialem Gebiet, in Deutsch-Ostafrika vergraben waren, so daß in Zukunft die deutschen Museen uns am besten über die Dinosaurier und ihre Zeit zu belehren vermögen.

Die Schreckensdrachen haben ihren Namen teils ihrer abenteuerlichen Gestalt, teils der gigantischen Größe halber, die einzelne Arten erreichten. Entwicklungsgeschichtlich sind sie deshalb auch von ganz besonderer Bedeutung, weil sie wie wenig andere Tierklassen die Anpassungen an die verschiedensten Lebensbedingungen und die damit verbundenen Umänderungen im Körperbau zeigen. Ihre Entwicklung läßt sich mit der der Säugetiere parallelisieren: auch bei ihnen sind fleischfressende Raubtiere neben Insekten- und Pflanzenfressern vorhanden gewesen; kriechende, schleichende Arten kommen neben solchen vor, die auf den Hinterbeinen, hochaufgerichtet wie die Stänguruhs, sich fortbewegen.

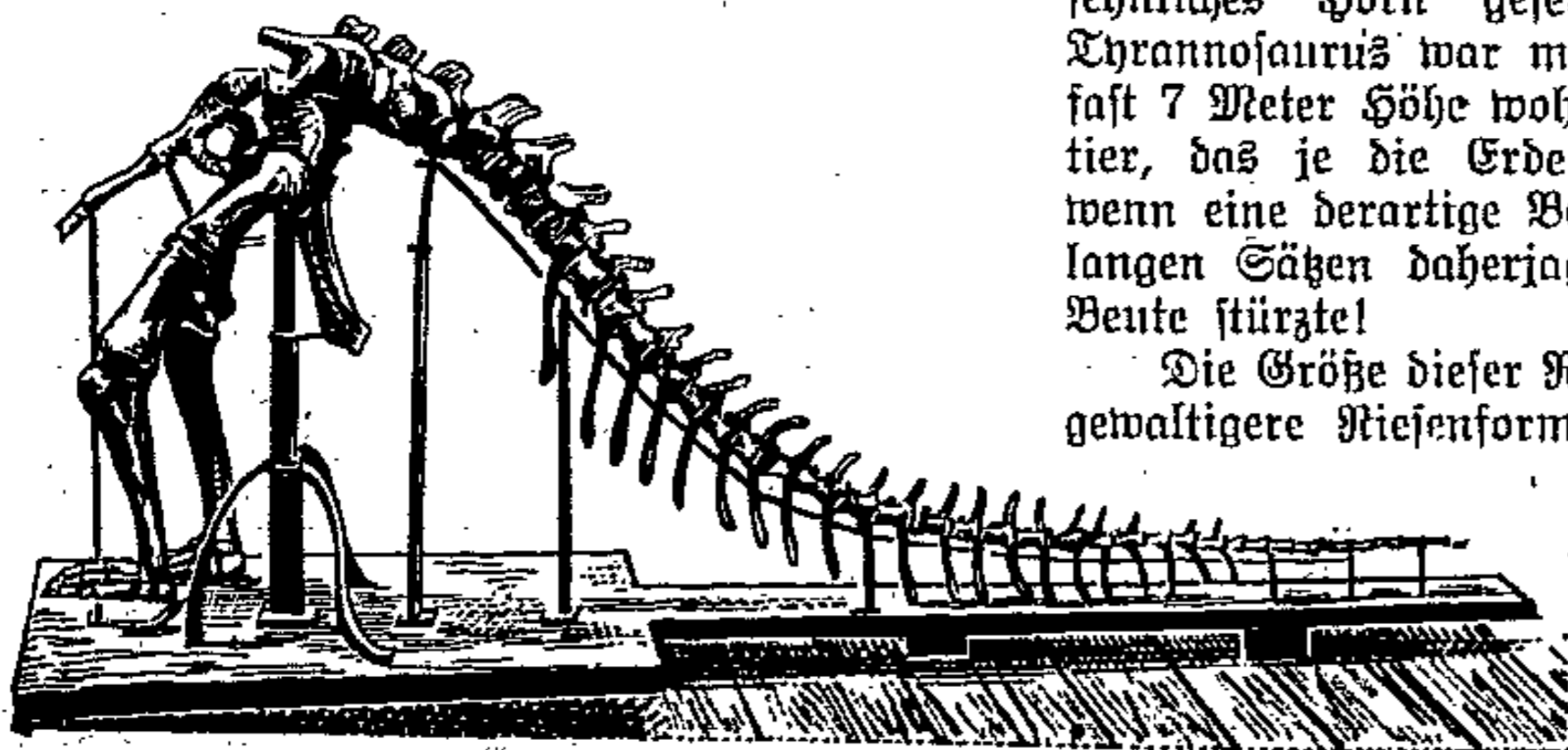
Wann und wo sich die Dinosaurier von dem Stamm der Reptilien einstmalig abgetrennt haben, können wir noch nicht mit Bestimmtheit angeben, möglicherweise ist ihre Heimat auf dem Kontinent zu suchen, der sich am Ende des Altertums der Erde in der Gegend des heutigen Südafrika befand. Bereits in der Trias waren sie über die ganze Erde verbreitet; in Europa, Asien, Südafrika und Nordamerika hat man Ueberreste von ihnen gefunden. Auf rotem Sandstein im Osten der Vereinigten Staaten Amerikas haben sie Tausende von Fährtenabdrücken hinterlassen. Neuerdings hat man aus dem letzten Drittel der Trias, der sogenannten Keuperzeit, auch in Deutschland sehr bemerkenswerte Reste geborgen. Ein Steinbruch bei Pfaffenhofen in Württemberg lieferte eine ganze Reihe meist kleinerer Arten: schlanke, eidechsenähnliche Tiere mit großem, scharfgezähltem Schädel, zierliche Ornithopoden (d. h. Vogelfüßler), die in ihrem Gang an die Laufvögel erinnerten, ferner krokodilähnliche Panzersaurier. Zu den größten Tieren dieser Gruppe gehört das sog. Banelodon, das Quenstedt mit



Rekonstruktion eines Dinosauriers.

Necht den „schwäbischen Lindwurm“ nannte und das bis zehn Meter lang wurde.

Diesem Fundort schließt sich seit zwei Jahren würdig ein anderer in Norddeutschland an, eine Tongrube südlich von Halberstadt, deren Ausbeute, die noch lange nicht erschöpft erscheint, zurzeit von Professor Saelen in Greifswald bearbeitet wird. Wer weiß, wieviel kostbares Material dort bis dahin auf diesen Abraum geworfen oder zu Ziegeln vermahlen worden war, da bei unserer gerühmten Volksschulbildung weder der Besitzer der Grube noch die darin beschäftigten Arbeiter eine Ahnung von der Bedeutung solcher Funde haben konnten und es einem Zufall vorbehalten bleiben mußte, daß ein Paläontologe darauf aufmerksam wurde. In den letzten zwei Jahren sind in der Tongrube nicht weniger als 89 Skelette geborgen worden, davon zu drei Vierteln Dinosaurierskelette, die übrigen gehören anderen Sauriern und Fischen an. Der Ton, der heute dort gewonnen wird, war vor etwa 80 bis 40 Millionen Jahren ein feiner, weicher Schlamm, den ein Fluß herzugetragen und an seiner Mündung allmählich abgelagert hatte. Hierhin verirrt sich so manche Tiere oder gerieten, von Räubtieren verfolgt, in den Morast und versanken dort; da vielfach dabei Kopf und Hals noch herausragten, während der übrige Körper von Ton-schlamm umhüllt wurde, ist in der Regel von dem Schädel nichts erhalten geblieben; er ist der Bersekung anheimgefallen, vielleicht auch von anderen Tieren oder von strömendem Wasser verschleppt worden. Bis jetzt konnte nur bei einem Exemplar, das anscheinend kopfüber in den Sumpf stürzte und von dem nur das Schwanzende fehlt, der Kopf geborgen werden.



Hintere Skeletthälfte eines Dinosauriers.

Aus deutschen Ablagerungen der Jurazeit, die sich auf dem Grunde eines ziemlich tiefen Meeres abgelagert haben, kennen wir naturgemäß sehr wenige Dinosaurierreste. Tiere wie den schlanken, etwa 2 Meter hohen Ornitholestes (Vogelfänger), der anscheinend mit kühnem Sprung Jagd auf Urvögel und Flugsaurier machte, und den etwa faßengroßen Compsognathus, der wie ein Bißel seine Beute beschlich.

Erst Gesteine aus dem Anfang der Kreidezeit haben im mittleren Europa wieder reichere Ausbeute geliefert. Auf Sandsteinplatten, die im Bückeburgischen und in Westfalen gebrochen wurden, fand man Fußabdrücke, in der Kohlen-grube von Verniffart in Belgien 23 teilweise vollständig erhaltene Skelette des Iguanodon; die Skelette bilden heute eine Zierde des Brüsseler Museums. Der Iguanodon war ein verhältnismäßig harmloser Sumpfbewohner von etwa zehn Meter Höhe, der als Verteidigungs-



Dinosaurierskelett.

waffe dolchartig zugespitzte Daumen an den Vorderfüßen besaß.

Viel reicher an Dinosaurierresten sind die etwa gleichalterigen Schichten Nordamerikas. Riesige Raubsaurier belebten dort das Land, größer als unsere furchtbarsten Raubtiere. Der fünf Meter hohe Allosaurus, der ebenso hohe Nashorndrache, über dessen Nasenbein ein ansehnliches Horn gesehen haben muß; der Tyrannosaurus war mit 15 Meter Länge und fast 7 Meter Höhe wohl das gewaltigste Raubtier, das je die Erde trug. Welcher Anblick, wenn eine derartige Bestie mit zwanzig Meter langen Sähen daherjagte und sich auf seine Beute stürzte!

Die Größe dieser Raubsaurier läßt auf noch gewaltigere Riesensaurier unter den pflanzen- und muschelfressenden Dinosauriern schließen. Vielfach waren dies langgestreckte, plumpe Formen, die sich auf allen vier Füßen fortbewegten.

Hierher gehören jene Rieser, die selbst den schlanken Tinnwal an Länge noch übertrafen. Vom Diplodocus, einem der kleineren aus diesem Gigantengeschlechte, besitzt das Frankfurter Sendenbergische Museum ein Original, das Berliner Museum für Naturkunde einen Abguss des Skeletts, das eine Länge von 21 Meter aufweist. Der Brontosaurus, der bereits in der Jurazeit in Nordamerika lebte, wurde bis zu 28, der Atlantosaurus bis zu 30 Meter lang bei einer Höhe von 8 bis 9 Meter. Allen diesen Tieren ist gemeinsam ein lächerlich kleiner, schwach bezahnter Schädel auf einem langen, beweglichen Hals und ein ebensolcher Schwanz. Sie waren ohne jede Panzerung und ihr Schwanz bildete augenscheinlich ihre Verteidigungswaffe. Ungefähr gleichzeitig lebten in Amerika und in England die bis 10 Meter langen Stegosaurier oder Dachdrachen. Es waren gleichfalls Pflanzenfresser, jedoch deckten bei ihnen gewaltige Knochen Schilder Hals, Nacken und Rücken. Als Gipfel der Scheußlichkeit erscheint gegen Schluß der Kreidezeit das Geschlecht der bis elefantengroßen Dreihorndrachen (Triceratops). Ihr charakteristisches Merkmal war ein mächtiger bis zwei Meter langer Schädel mit langen, zugespitzten Knochenzapfen auf dem Stirnbein; dazu kam ein Nasenhorn und häufig noch ein zugespitztes Schnabelbein am Unterkiefer; der Schädel besaß an seiner hinteren Partie einen halbkreisförmigen Knochenfortsatz, der den Nacken bedeckte.

War bisher Amerika dasjenige Land gewesen, das die Hauptfunde derartiger Fabeltiere lieferte, so macht ihm neuerdings Deutsch-Ostafrika diesen Ruhm streitig. Vor sechs Jahren kam die Nachricht nach Europa, daß dort im Tendagurugebiet, nicht allzuweit von der Küste ein Ingenieur über riesige Saurierknochen geradezu gestolpert sei. Der Stuttgarter Professor Fraas, der damals in Ostafrika weilte, benutzte die Gelegenheit, um sich an Ort und Stelle von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Schon der erste Anblick der im Busch frei herumliegenden Skelettreste stellte für ihn die Reichhaltigkeit und die ungeheure Bedeutung der Fundstelle außer Zweifel. Gewissermaßen zur Probe nahm er nach Europa einen Beckenknochen, ein Hinterbein und einen Fuß eines Riesensauriers mit, zu deren Transport eine Karawane von 90 Negern erforderlich war. Zugleich erschien es aber im Interesse der Wissenschaft dringend notwendig, die am Tendaguru in der Erde schlummernden Schätze möglichst bald zu heben. Im Handumdrehen konnte das nicht geschehen, denn der Augenschein zeigte, daß Jahre erforderlich seien, um die nötigen Grabarbeiten auszuführen. Man eröffnete eine Kollekte, die 180 000 Mark ergab, eine in Anbetracht der Bedeutung der Funde lächerlich geringe Summe. Aber wenigstens konnten drei Jahre hindurch die Kosten der ausgesandten Expedition bestritten werden.

Die Resultate der in diesem Jahre zurückgekehrten Expedition grenzen ans Märchenhafte. Man bedenke nur, daß nicht weniger als rund 7500 Trägerlasten im Gesamtgewicht von 310 000 Kilo von den Trägern zur Küste geschafft wurden und nun im Berliner Museum für Naturkunde der Präparation und der Zusammensetzung harren. Welche Arbeit bereits Geleistete erfordert hat, welche Arbeit in Zukunft der Forscher noch wartet, mögen einige Daten erkennen lassen. Ein Saurierskelett besteht aus mehr als 200 Knochenstücken, darunter etwa 100 Wirbeln; die müssen alle aus dem brüchigen Gestein vorsichtig herausgelöst oder, wenn das an Ort und Stelle nicht möglich ist, mit den anhängenden Gesteinstücken zusammen verpackt werden; besondere Schwierigkeit machen dabei die Knochenfortsätze der Wirbel und die schlanken, dünnen Rippen. Das alles muß dann in Gips und Lehm und anderes Packmaterial

sorgsam gehüllt werden. Darüber läßt sich Professor Fraas folgendermaßen aus: „Der Schädel ist ja noch das wenigste, denn er ist klein und wird, wenn ordentlich erhalten, samt Packung kaum mehr als 250 Kilogramm wiegen; die 100 Wirbel dürfen wir im Durchschnitt mit 75 Kilogramm pro Stück einschätzen, die 20 Rippen ungefähr mit 50 Kilogramm pro Stück, das macht allein schon ein Bruttogewicht von zirka 9 Tonnen. Hierzu kommt der Brustgürtel mit etwa 6 Zentner, das Becken mit mindestens 10 Zentner und nun gar die Extremitäten! Ein Oberarmknochen vom Brontosaurus, den ich in Stuttgart aufgestellt habe, wiegt allein schon

dann beginnt das Geduldspiel des Zusammensetzens und Auspräparierens aus dem anhaftenden Gestein. Tage und Wochen sind oft notwendig, bis nur ein einziger Wirbel fertig vorliegt, vom Schädel gar nicht zu reden, dem stets besondere Sorgfalt gewidmet wird.“

Unter den von der Tendaguru-Expedition heimgebrachten Fossilien finden sich die Knochen schlanker fleischfressender Raubosaurier, große, mit Halskragen von mehr als einem Meter Höhe versehene Stegosaurier, mächtige „Vogelflüher“ und andere. Die interessantesten Funde aber, die in drei übereinanderliegenden Schichten gemacht wurden, sind Sauropoden, Schreckens-

mals noch recht schwachen warmblütigen Wirbeltiere die Saurier im Daseinskampf ausgerottet hätten. Als ziemlich sicher jedoch können wir annehmen, daß Klimaschwankungen und geologische Umwälzungen den Untergang des seltsamen Tiergeschlechts herbeiführten. Die Saurier waren wechselwarmblütig wie die noch heute lebenden Reptilien, das heißt ihre Körpertemperatur war von der Sonnenwärme abhängig; ihre Entwicklung hat daher ein gleichmäßiges Klima zur Voraussetzung, das zudem wärmer gewesen sein muß als das Durchschnittsklima der Gegenwart. Mit dem Ende des Mittelalters der Erde setzten aber jene gewal-



Erster Schnee.

ohne Verpackung über 6 Zentner, und es ist gewiß nicht zu hoch anzuschlagen, wenn wir die Vorderfüße mit einem Gewicht von 10 Zentner, die Hinterbeine aber mit einem solchen von 20 Zentner einschätzen. Dies würde zu unseren 9 Tonnen noch weitere 2,3 Tonne hinzugeben, so daß ein versandfähiger ganzer Sauropoder Dinosaurier von zirka 20 bis 25 Meter Länge immerhin die anständige Last von etwa 10 000 bis 12 000 Kilogramm ergibt, vorausgesetzt immer, daß alles in gutem Zusammenhang und in guter Erhaltung gefunden worden ist. Von der mühsamen und schwierigen Arbeit des Präparierens und der Aufstellung eines solchen Riesenskeletts macht man sich gleichfalls kaum eine Vorstellung. In hundert und aberhundert Stücke zerfallen kommen die mürben und brüchigen Ueberreste an. Erst müssen sie sorgfältig von dem schützenden Gipsmantel befreit und mit Härteflüssigkeiten getränkt werden,

drachen, ähnlich dem oben geschilderten Diplodocus und Brontosaurus. Fraas hat ihnen den bezeichnenden Namen Gigantosaurus gegeben. Das ganze Tier — von einem besitzen wir ein vollständig erhaltenes Skelett — weist eine Länge von etwa 38 Meter auf; seine Wirbelknochen haben teilweise einen Durchmesser von 1,30 Meter (ein solcher erforderte zum Transport allein 24 Träger), die Rippen sind 2½ Meter lang, und der Oberarm des Giganten mißt 2,13 Meter, während der amerikanische Diplodocus sich mit 0,95 Meter begnügen muß. Wie klein und unscheinbar sehen dagegen die entsprechenden Gliedmaßen des Elefanten oder gar erst des Menschen aus!

Wie kam es, daß diese Riesendrachen der Vorzeit mit dem Ende der Kreideperiode so völlig von der Erde verschwanden, daß sie verdrängt wurden von Vögeln und Säugetieren? Unwahrscheinlich ist von vornherein, daß die da-

tigen Verschiebungen in der Erdkruste ein, die zur allmählichen Herausbildung der heutigen Oberflächenformen führten. Damit Hand in Hand gingen Klimaveränderungen, die zunächst auf die Pflanzenwelt ihre Wirkung ausüben mußten. Derartigen relativ schnellen Umwälzungen konnten sich besonders die Saurierkolosse der Kreidezeit nicht mehr anpassen. Massenhaft gingen sie bei den Wanderungen zugrunde, verhungerten, weil ihnen die gewohnte Pflanzennahrung fehlte, und rissen Tiergruppen mit ins Verderben, die sich von ihnen ernährt hatten. Den Warmblütern war es vorbehalten, die von diesen verlassenen Lebensbezirke zu besetzen; sie konnten sich den geographischen und klimatischen Veränderungen viel leichter anpassen, zumal sie in der Körpertemperatur unabhängig von der Sonnenwärme waren und infolgedessen in Gebieten noch leben konnten, die den Sauriern von vornherein verschlossen waren.

Messen und Märkte in der Vergangenheit.

Von Alwin Adl.

Die mittelalterliche Handelsgebundenheit, die durch Aufenthaltverbot, Stapel- und Umlagerungsrecht, durch hohe Durchgangszölle und Verkaufsabgaben den fremden Kaufmann soviel wie möglich vom lokalen Handel und Verkehr ausschloß, lockerte sich nur einigermaßen in der Mess- und Marktzeit. Dann hatte auch der fremde Kaufmann die Möglichkeit, unter annähernd den gleichen, zuweilen sogar noch günstigeren Verhältnissen seine Tätigkeit auszuüben wie der einheimische.

Die Notwendigkeit, auch den fremden Kaufmann ungehindert zum lokalen Verkauf zuzulassen, ergab sich für das frühe Mittelalter besonders für die Zeit der hohen kirchlichen Fest- und Feiertage. Mit diesen war schon seit den ältesten Zeiten immer ein allgemeiner Markt verbunden gewesen. Denn die aus vielen Meilen in der Runde zusammengeströmte Bevölkerung wollte am Kirchorte nicht nur ihre Kultbedürfnisse befriedigen, sondern auch ihren wirtschaftlichen Bedarf decken, wollte kaufen und verkaufen. Die lokale Händlerschaft reichte natürlich zur Deckung einer derart gesteigerten Nachfrage nicht aus. So wurde die regelmäßige Heranziehung zahlreicher fremder Händler für die Kirche von selbst zur Notwendigkeit.

Später wurde dann der lokale Markt durch seine zeitliche Ausdehnung über die kirchlichen Festtage hinaus und durch seine Loslösung vom Lokalbedarf zur Messe. Der kirchliche Charakter des Marktes verlor sich dabei und der reine Handelsverkehr auf breiter Grundlage wurde Hauptzweck. Doch hat sich die Verdrängung des kirchlichen Charakters der Messen und Märkte erst im 13. Jahrhundert allgemeiner durchgesetzt. Bis dahin stand die Kirche fast überall in enger Verbindung mit dem Mess- und Marktwesen, vor allen Dingen in finanziellen Beziehungen. In ihre Tasche flossen nämlich anfänglich die meisten Erträge, welche die Messen und Märkte abwarfen.

Ursprünglich war der Markt, wie das Zoll- und Münzwesen, ausschließlich königliches Regal. Es kostete aber der Kirche im frühen Mittelalter nur wenig Mühe, in den Besitz der königlichen Zoll- und Marktgerichtsbarkeit zu gelangen. So sollte in dem ganzen Landgebiet von Bercelli nach einem Privileg Ottos III. nur die bischöfliche Kirche der Stadt das Marktrecht haben. Der bischöflichen Kirche von Bergamo gewährte Otto der Große 968 das Recht, am Tage der Heiligen einen Jahrmarkt einzurichten und die Einkünfte von demselben zu beziehen. Von dem gleichen Kaiser erwirbt im Jahre 941 der Abt von St. Gallen die Erlaubnis, in dem zu seinem Gebiete gehörigen Morschach am Bodensee mit Rücksicht auf die nach Rom oder überhaupt nach Italien ziehenden Reisenden einen zugleich mit einer Münzstätte verbundenen Markt einzurichten. Alles, was der Markt an Zöllen, Prägegebühr und sonstigen Einnahmen brachte, sollte dem Kloster zufallen.

Nur ein kleiner Teil der späteren wichtigen europäischen Messen und Märkte trat gleich von allem Anfang teils als staatlich privilegierter Handelsplatz, teils als Grenzmarkt in die wirtschaftliche Erscheinung. So waren zur Zeit Karls des Großen Pavia und Ferrara wichtige Handelsplätze, auf welchen allein für das ganze Königreich Italien die Feilhaltung der aus dem Osten importierten Seidenwaren gestattet war. Nach Osten zu bestimmte Karl der Große in einem Kapitular vom Jahre 805 eine Reihe von Orten zu Grenzmärkten, über die hinaus die zum Handel mit den Dänen, Wenden und Awaren bestimmten Waren nicht gebracht werden durften. Solche Grenzstapelplätze waren z. B.

Magdeburg, Erfurt, Bardowick, Regensburg. Auch Halle und Leipzig verdanken ihr erstes wirtschaftliches Erstarken ihrer Lage als Grenzmarkt. Später entwickelten sich, begünstigt durch Lage und Verhältnisse, eine Reihe von Mess- und Markorten zu internationalen Warenaustauschplätzen von allergrößter Bedeutung. So die Messen der Champagne, von Lyon und Paris in Frankreich, von Zürich und Genf in der Schweiz, von Frankfurt a. M. und Leipzig in Deutschland, von Wischnij-Nowgorod in Rußland und andere mehr.

An diesen Orten strömten die Kaufleute aller Nationen in einer Anzahl zusammen, die uns heute unglaublich erscheint. So wird von der aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts datierenden Messe von Beaucourt an der Rhone berichtet, daß dort oft bis zu 800 000 Fremde im Laufe der Messe zusammenkamen. Das mag in mittelalterlicher Weise übertrieben sein. Sicher aber ist, daß z. B. Frankfurt a. M. in seiner höchsten Blütezeit während einer einzigen Messe 60 000 bis 80 000 Fremde in seinen Mauern sah. Da Frankfurt damals nicht viel über 20 000 Einwohner besaß, betrug die Zahl der Messfremden also drei- bis viermal soviel als diejenige der Einwohnerschaft. Noch im Jahre 1788, lange nachdem Frankfurts überragende Messstellung gesunken war, zählte man während einer einzigen Messe 40 000 Besucher.

Da durch dieses Zusammenströmen so vieler mit Geld und Waren versehener Menschen die Messzeiten wahre Goldquellen für Bürgertum, Stadt oder Territorialgewalt bildeten, so strebte jeder Meßort danach, die Zeit der goldenen Ernte zu verlängern, die Zahl der abzuhaltenen Messen zu vermehren und diese so lang wie möglich auszudehnen. Die Frankfurter Messe ward ursprünglich nur einmal im Jahre, am Ende des Sommers, abgehalten. Erst im Jahre 1330 gewährte Kaiser Ludwig IV. der Stadt Frankfurt das Privileg, daß diese jedes Jahr noch eine zweite Messe halten dürfe, für welche alle Rechte und Freiheiten der alten Messe im gleichen Maße gelten sollten. Diese beiden Messen wurden als eine Angelegenheit des Reichs selbst angesehen und hießen daher des heiligen Reichs Messen und Märkte zu Frankfurt. Ursprünglich sollte die alte Messe 24, die neue 14 Tage dauern. Die Frankfurter hielten sich aber niemals an diese Termine, sondern verlängerten dieselben, je nachdem der Besuch es ihnen vorteilhaft erscheinen ließ. Leipzig verschaffte sich 1458 durch landesherrliches Privileg zu seinen zwei bestehenden Messen (Oster- und Michaelismesse) noch eine dritte, die Neujahrsmesse. Ebenso hatte Lyon ursprünglich nur zwei Messen von je 6 Tagen. Unter Ludwig XI. war ihre Zahl auf vier und ihre Dauer auf 15 Tage gestiegen, zu denen später erst 10, dann 15 Tage „Nachzeit“ kamen, in welcher jeder Kaufmann noch die Messfreiheit genoß.

Viele Dinge mußten natürlich dazu beitragen, einem mittelalterlichen Meßplatz dauernd einen großen Zustrom von Fremden und damit seine Bedeutung zu erhalten. Lage, Sicherheit und Zustand der nach dem Meßorte führenden Wege und das Maß des persönlichen und wirtschaftlichen Entgegenkommens, welches die Stadt oder Territorialgewalt dem fremden Kaufmann bewies, spielte dabei die größte Rolle. Was die äußere Sicherheit anbetrifft, so stand der reisende Kaufmann, soweit er des Reiches Straßen benutzte, schon in der Karolingischen Zeit unter dem besonderen Königsschutz. Später wurde der Schutz von Person und Gut der reisenden Kaufleute durch Erhebung einer besonderen Abgabe, des sogenannten Geleitgelbes, eine reiche Einnahmequelle des Territorialfürstentums. War auch der Geleitschutz nur formell, gar nicht tatsächlich, die Abgabe mußte auf alle Fälle geleistet werden.

Die Reichsstädte, die das Marktrecht an sich gebracht, übten auch das Geleitsrecht selbst aus. Frankfurt a. M. hielt z. B. in der Herbstmesse 1468 91, in der Frühjahrsmesse 1464 111 Verrittene längere Zeit zu Geleitszwecken auf seinen Straßen. Da sich aber das Geleit auf die ganze Reise zur Messe erstreckte, war es ein doppeltes, ein auswärtiges und ein städtisches. Jenes wurde von den betreffenden Landesherrn auf ihren Gebieten, dieses von der Stadt Frankfurt auf dem ihrigen besorgt. Wegen jenes auswärtigen Geleits mußte der Rat sich schriftlich oder durch Abgesandte an die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, an den Landgrafen von Hessen, an den Kurfürsten der Pfalz, an den Markgrafen von Baden und zahlreiche andere Fürsten und Herren sowie mitunter auch an die die Messe besuchenden Städte selbst wenden, um den fremden Kaufleuten ein sicheres Geleit zu verschaffen. Natürlich bot auch das tatsächliche Geleit in jener heute- und sehdelustigen Zeit keinen absoluten Schutz vor Ueberfall und Vererbung. Sind doch Frankfurter Meßreisende mehr als einmal auf Frankfurter Gebiet selbst vom umliegenden Raubadel überfallen, getötet und ausgeplündert worden. So raubte im Jahre 1517 z. B. Franz von Sickingen unmittelbar vor den Frankfurter Stadttoren 7 Wagen mit Meßgütern. (Krieg, Bürgerzwist.)

Die Messereisenden und Messereisenden, welche die Kaufleute auf den großen internationalen Meßplätzen genossen, waren recht schwankende. Es fiel der städtischen und ganz besonders der landesherrlichen Gewalt, die das ganze Mittelalter hindurch das Wirtschaftsleben nur als fiskalische Milchkuh betrachtete, immer recht schwer, sich in der Ausnutzung und Ausbeutung der Meßfremden Bügel anzulegen. Doch konnte die Staatsgewalt, zumal wenn es sich darum handelte, durch besondere Privilegierung eines eigenen Meßortes einem konkurrierenden fremden Schaden und Nachteil zuzufügen, auch wohl einmal der fremden Kaufmannschaft durchaus loyal entgegenkommen.

Ein Musterbeispiel dafür ist das Verhalten der Krone Frankreichs gegenüber der Messe von Lyon. Die ursprünglichen Lyoner Messereisenden bestanden in der Sicherheit für Leib und Gut der Kaufleute, königliches Geleit für die Reise und die Erlaubnis des Geldausleihens gegen Zinsen, wenn der Zinsfuß 15 Prozent nicht überstieg. Dagegen lagen trotz der Bezeichnung „freie Messe“ noch zahlreiche Abgaben für Ein- und Ausfuhr, Maß und Gewicht auf den Waren der Meßbesucher. Ludwig XI. aber hob in der ausgesprochenen Absicht, dadurch die rivalisierende Messe von Genf zu schädigen und eventuell zugrunde zu richten, alle Abgaben auf, die bisher auf den Waren der fremden Kaufleute gelegen hatten.

Außerdem aber gewährte er ferner den Fremden die Niederlassungsfreiheit auch in der Zwischenzeit der Messen sowie das Recht, während derselben das Geschäft des Geldwechsels frei zu betreiben und erließ Reglements für den Wechselverkehr, die dem Gläubiger weitgehende Sicherheit gewährten. Dazu kam die Zusicherung völliger Testierfreiheit. Wo kein Testament vorlag, sollte die Erbfolge nach dem Heimatsrecht des Verstorbenen geregelt werden, ohne daß die Erben, wie sonst in Frankreich und im Mittelalter überhaupt ganz allgemein, eine Abgabe zu zahlen hatten. Die Freiheit der Messe und der gewährten 15 Nachtage erstreckte sich nicht nur auf allfällige städtische Lokalzölle und die Abgaben für Verkauf, Maß und Gewicht der Waren, sondern auch auf die allgemeinen Ausfuhrzölle des Königreichs, die schon vor dem Jahre 1516 vom König an die Stadt Lyon in Pacht gegeben worden waren. Staatliche Einfuhrzölle gab es in Frankreich vor 1540 überhaupt nicht. (Ela Wild, Handelsprivilegien.) (Schluß folgt.)

In der Nacht.

Skizze von Alwin Rudolph.

Frage und schmutzig fließt der Strom dahin. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spielen auf dem Wasser.

Am Nachmittage herrschte fröhliches Leben. Dampfer standen zur Abfahrt bereit, und Frauen und Kinder stürmten auf das Schiff, um sich hastig einen günstigen Platz zu sichern.

Dann war das bunte Treiben vorüber. Es dunkelte. Unaufhörlich schob sich ein Strom von Männern über die Brücke, die aus den Werkstätten kamen und müde nach Hause zogen.

Die Nacht kam. Der Verkehr hörte auf. Die Häuser wurden geschlossen.

Von Zeit zu Zeit kamen Dampfer den Fluß abwärts, die die Ausflügler zurückbrachten. Nur selten ertönte noch Musik von ihnen. Auch die jubelnden Zurne vom Nachmittag erschallten nicht mehr. Es ging wieder in das tägliche eintönige Leben. Ueber die Brücke wankte eine Frau ganz in Lächer gehüllt. Unter dem rechten Arm trug sie einen kleinen Kasten und die Linke hielt einen alten Klappstuhl.

Hinter der Brücke, dort, wo die Dampfer anlegen mußten, an den Baum setzte sie sich hin. Mit zitternden Fingern kramte sie ihre Ware aus. „Wachstreichhölzer! Wachstreichhölzer!“ rief sie jedem Vorübergehenden zu. Immer in demselben Tone. Man kannte schon genau die Anpreisung, so gleichmäßig war sie. Kurz, eindringlich und voll Jammer. Ein ganzes Lebensschicksal schien darin zu liegen.

Ihr ganzer Körper war in Decken und Luchern gehüllt. Bei der herrschenden Dunkelheit konnte man kaum die Umrisse der Gestalt erkennen. Aber das Gesicht war von vielen Furchen durchzogen. Und unter dem Kopftuche schauten ein Paar lebensmüde Augen hervor.

In lauen Sommernächten, wenn man nach der Hitze des Tages die erfrischende Nachtluft einatmete, bei Regenwetter, aber auch bei Frost, wenn man eingehüllt eilenden Schrittes der schützenden Behausung zustrebte, oder auch im Schneetreiben, wenn man im Schein der Laterne das lustige Spiel der Schneeflocken beobachtete, immer hörte man jahraus jahrein an gleicher Stelle denselben Ausruf: „Wachstreichhölzer! Wachstreichhölzer!“

Mein Nachhauseweg führte mich fast immer über diese Brücke. Aber immer und immer erschraf ich, wenn ich diesen Ruf hörte. Er war so scharf, so eindringlich. Das Herz krampfte sich jedesmal zusammen. Ihre Ware gehörte nicht zu meinen Bedarfsartikeln. Aber eines Abends, der Geldbrieftträger hatte mir eine Postanweisung ausgezahlt, kaufte ich doch. Sie nahm den Groschen in die Hand und spuckte darauf: „Handgeld heute!“

Ich wollte eigentlich weitergehen. Ihre Worte aber veranlaßten mich zum Bleiben.

„So . . . ? Na, Mütterchen, ich habe noch nie gesehen, daß Sie was verkauft haben.“

„Ja, wenn Sie vorbei sind, fäng't's auch erst an. So um Zwölf. Da verkauf' ich am meisten.“

„Da bin ich wohl Ihre Uhr?“

„Ja! Sehen Sie, junger Mann, wenn man so sitzt und noch dazu Zeit hat, beobachtet man vieles, was man früher gar nicht gesehen hat. Sie kommen immer an bestimmten Tagen zur selben Zeit. Und wenn es so weit ist, warte ich schon drauf. Da macht man sich über jeden so seine eigenen Gedanken. Sie sehen nicht so aus, als ob Sie in der ersten Etage wohnen und elektrische Beleuchtung haben. Sie finden also ohne Beleuchtung die Treppe. Na, wer auch so oft spät nach Hause kommt . . . Aber ein Rumtreiber müssen Sie doch nicht sein. Das sieht man Ihnen schon an.“

Einige Passanten kamen vorüber.

„Wachstreichhölzer! Wachstreichhölzer!“ rief sie. Ich war seitwärts getreten, um ihr Geschäft in das rechte Licht zu rücken. Es fiel nur ein schwacher Schein von der Straßenlaterne herüber. „Ja, junger Mann,“ begann sie wieder mit zitternder Stimme und strich mit der einen freien Hand die vom Winde ins Gesicht gewehten Haare zurück. „Wenn ich Sie so sehe, denk ich, so muß er jetzt auch sein. Mein Jung nämlich.“

Sie machte eine Pause und ich wußte nicht gleich etwas zu erwidern. Dann sprach sie weiter mit ihrer dünnen Stimme.

„Mein Mann ist jetzt neunzehn Jahre tot. Wir lebten sehr gut zusammen. Sehr gut. Aber da ist eben nichts zu machen. Der Junge war damals gerade zwölf. Wir mußten uns denn durchschlagen so gut es ging. Ich ging waschen. Das war mir oft recht sauer, so tagelang am Waschfaß zu stehen. Es mußte doch sein. Was soll man machen? Ich bekam auch manchmal für meinen Jungen was mit. Zum Essen und zum Anziehen. Aber ich kam auch zu Leuten, da hätte ich mir noch was mitbringen können.“

Wieder mußte sie ihre Ware ausbieten. Ihre Augen waren lebhafter geworden und beobachteten genau, ob die Leute wohl herankämen oder sonst erkennen ließen, daß sie kaufen möchten. Ich hatte einige Augenblicke Zeit, sie zu betrachten. Sie mußte noch nicht so alt sein, wie es mir sonst immer schien. Aber die vielen, vielen Runzeln im Gesicht täuschten ja so sehr. Sie war recht sauber und ihre matten Augen beobachteten sehr genau die Vorübergehenden. Auch mußte sie noch mit Zähigkeit am Leben hängen. Es lag so etwas Meisterndes in ihr.

Sie erzählte weiter; denn niemand kam vorüber, ohne daß sie ihn zum Kauf ermuntert hätte. „Eine Weile ging das so. Mein Junge kam aus der Schule und verdiente auch was. Aber er hatte so große Lust, Soldat zu werden, um eine Stellung zu erlangen. Er wurde es auch gleich. Am Rhein war er. Aber schon im ersten Briefe schien es mir, als hätte er sich das Soldatenleben doch anders vorgestellt. In einem späteren Briefe klagte er dann über die Behandlung. Vom Unteroffizier werde ihm sehr zugezekt, schrieb er. Ich konnte mir nicht denken, daß es so schlimm sein sollte. Man sieht vieles viel schlechter an, weil man sich manches ganz anders vorgestellt hatte. Und so schrieb ich ihm, er möge nur aushalten, es werde schon besser werden. Er solle sich bloß Mühe geben. Ich redete ihm gut zu. Er hatte sich über meinen Brief sehr gefreut und wollte ihn, wenn er nur könne, immer bei sich tragen. Der Brief sei ihm dann ein Trost.“

Sie wischte sich mit der Hand über die Augen. „Sehen Sie . . . Dann schrieb er nochmal. Ganz kurz und sehr undeutlich. Ich habe die ganzen Briefe noch da. Und da mußte es mit ihm sehr schlecht sein. Ach, ich konnte nicht gleich schreiben. Zu unserer Zeit hat man das Schreiben nicht so gelernt. Ja . . . ja . . . Dann kam nach ein paar Tagen ein Schutzmann und fragte nach ihm. Er war weg. Mehr erfuhr ich nicht. Aber ich sagte mir doch, er lebt. Darum hatte ich keine Sorgen.“

„Und Sie haben nichts mehr von ihm gehört?“ fragte ich.

„Doch. Nach ein paar Monaten bekam ich einen Brief. Aus der Fremdenlegion. Da gefiel es ihm auch nicht recht, aber er hielt seine Zeit aus. Und jetzt ist er in Paris verheiratet und hat ein Geschäft. Wir schreiben uns öfter und er schickt auch immer was. Wenn ich besser weg könnte mit meinen Weinen, ich wäre schon

mal rüber gemacht. Das Geld dazu hat er mir schon ein paarmal geschickt und geschrieben, wie ich fahren soll.“

Ein junger Mann kam heran und kaufte. Die Händlerin nahm den Groschen wieder in die Hand, beugte den Kopf, zog ihn aber gleich wieder zurück und sagte: „Ach so, ich hab ja von Ihnen schon Handgeld.“

Dann nahm sie ihr Taschentuch heraus und band den Groschen sorgfältig zu dem meinen.

„Ja, Sie lachen,“ sagte sie, ohne mich anzusehen, „aber manchmal kommen solche Kerls, daß man Angst hat.“

Sie legte ihren Rock wieder fest um die Beine und zog das Tuch, das heruntergerutscht war, über die Schultern.

„Mir ging es ja auch nicht zum Besten. So lange ich waschen konnte, war's gut. Aber das ging nicht mehr. Da ging ich auf Bauten als Reinmachefrau beim Baumeister Engel. Dort hab ich mich nun erst geschunden und gequält. Und was hab ich verdient? Zwei Mark 'n Tag. Für ein Treppenhaus vom Boden bis zum Keller, die Fenster und in jeder Etage drei Lüren und die Stufen, da gab's zwölf Mark für. Bis um acht und bis um neun hab ich gearbeitet, mußte mir noch 'ne Lampe halten und Petroleum kaufen, damit ich sehen konnte. Dann wurde ich gerade in einer Woche fertig. Bei Kaffee und Brot hab' ich die ganze Woche gelebt, bloß um zurecht zu kommen. Ja . . .“

Eine lustige Gesellschaft kam mit nicht ganz sicheren Schritten heran. Nach vielen unsinnigen Reden kauften die Herren schließlich jeder eine Schachtel Streichhölzer.

„Sehn Sie, da darf man nichts zu sagen, damit sie bloß kaufen. Ja . . . Der Baumeister Engel konnte alles nicht schnell genug fertig kriegen. Herr Baumeister mußten alle zu ihm sagen. Gaha! Sauberer „Baumeister“ das. Wenn ich mir ein bißchen Feuer angemacht hatte, um mir 'n Kaffee zu wärmen, dann guckte er schon, ob die paar Späne, die ich verbrenne, auch nicht von ihm sind. Oder wenn man sich 'n Tropfen warmes Wasser machte, um die Farbe besser abzukriegen. Und wie ich da nu drei Jahre gearbeitet habe, werde ich krank. Seh'n Sie hier die Hände, die kann ich kaum zumachen. Ich kann nichts festhalten. Hier an den Fingern, das ist alles vom Reizen. Und ganz dicke Füße hab' ich. Und wie ich nu nicht mehr arbeiten kann und Rente haben will, da hat der saubere Baumeister, der auf mich so aufpaßte, keine Marken geklebt. Aber abgezogen jede Woche, das hat er. Der Schwindler . . .! Jawohl!“

Sie pustete sich in die Hände und rief sie.

„Ich hatte mir alles genau aufgeschrieben. Wo ich gearbeitet habe, auf welchen Bauten und genau die Tage, wieviel Lüren und Fenstern ich gemacht habe, und den Preis dafür und was ich Sonnabends für Geld bekommen habe. Und wie ich da nach der Versicherung hinkomme, sagte der Beamte, was zwei Jahre zurückliegt, ist verjährt und das andere reicht nicht aus für die Wartezeit. Ja . . . seh'n Sie, junger Mann, und der Schwindler ist nu bankrott. Wissen Sie nicht, wo man sich da hinwenden kann?“

Es war bereits ein Uhr. Ein Laternenwärter kam und löschte die Lampe vor uns. Ich schrieb mir die Adresse auf und ging nach Hause. Es war nicht kalt, aber wie ich zu Bett ging, war mir, als fröre ich. Nach einigen Wochen — ich hatte etwas zu bestellen — fand ich die Frau nicht an dem gewohnten Platze. Ich ging am anderen Tage nach ihrer Wohnung und erfuhr von Nachbarn, daß ihr Sohn bei ihr war und sie mitgenommen habe. —

Die Forderungen des Pariser Intelligenzproletariats zur Zeit der großen französischen Revolution schildert Heinrich Cunow in seinem jetzt in zweiter Auflage unter dem Titel „Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse“ erschienenen Werke (Berlin, Buchhandlung Vorwärts, Preis Brosch. 6 M., geb. 7,50 M.), auf das wir schon bei früherer Gelegenheit hinwiesen. Auch heute möchten wir das gediegene und über die in Frage kommenden Zeitverhältnisse vorzüglich informierende Werk bestens empfehlen. Um eine Probe aus seinem lesenswerten Inhalt zu geben, drucken wir eine Stelle ab, die von den Forderungen des Pariser Intelligenzproletariats in jenen Tagen handelt: „Für den größten Teil des akademischen Intelligenzproletariats bestand das Grundproblem der damaligen sozialen Frage darin, freien Zutritt zu den ihm versperrten staatlichen und kommunalen Beamtenstellungen, zur Rechtspraxis sowie zu den sogenannten liberalen Berufen zu erlangen. Deshalb forderte diese



Delegiertengruppe vom Internationalen sozialistischen Kongress in Basel.

Auffassung nur die Aufgabe, dem einzelnen das Recht seiner Persönlichkeit und die freie Entfaltung seiner individuellen Anlage zu sichern, jenes Eigentum, das durch eigene Tätigkeit erworben war — das feudale

zwischen einem Feldweibel, der als Typus der Junkergegner erscheint, und einem Verfechter der Junkerrechte, der Adelhold genannt wird, führt dieser schließlich ins Feld, daß doch unter den berühmten Generälen noch

in das soziale Getriebe eingreifen und jeden Bürger sich entsprechend seinem Belieben ausleben lassen. Ihre Hauptvertreter fand diese Lehre später in den Dantonisten, und der am meisten bekannt gewordene Journalist dieser Partei, Camille Desmoulins, kann gewissermaßen als Typus des akademischen Proletariats gelten.“

Junkergegner aus dem Dreißigjährigen Kriege. Grimme's Hausen's „Stimplicissimus“ bietet eine vielseitige Widerspiegelung deutschen Lebens und Treibens in der Unglückszeit des Dreißigjährigen Krieges. In seiner sachkundigen Darstellung des militärischen Wesens hat Grimme's Hausen auch den Tag nicht vergessen, daß es da auch unbotmäßige Plebejer gab, die mit dem Adelsprivileg auf die Offiziersstellen unzufrieden waren. In einer Debatte darüber



Internationaler sozialistischer Kongress in Basel: Delegierte im Hofe des Kongresslokales.

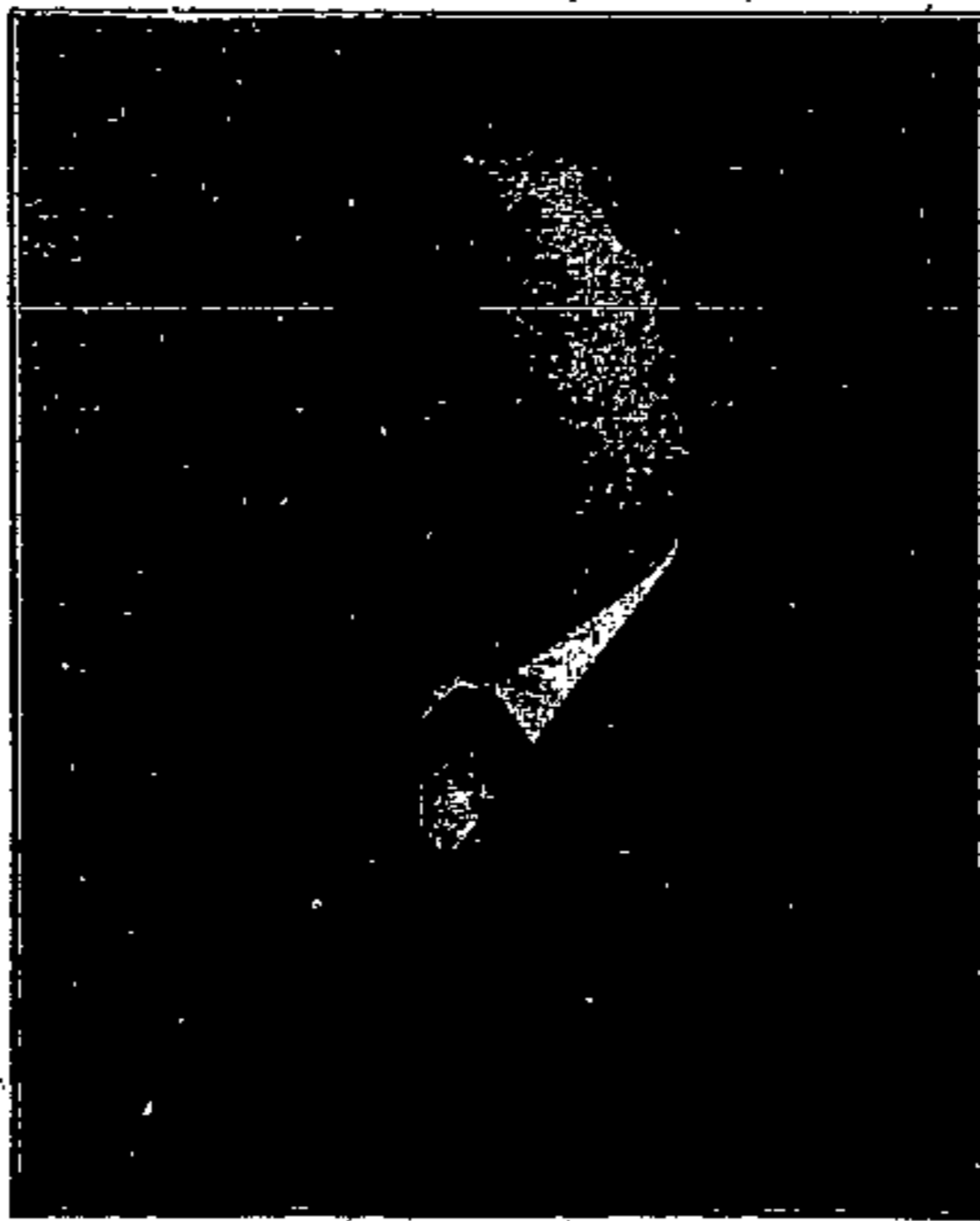
Sicht in erster Reihe den Wegfall der bisherigen ständischen Privilegien und der Vorbehaltung der besser dotierten Beamtenstellungen für bestimmte Stände, Abschaffung der Käuflichkeit und Erbllichkeit der Ämter, Aufhebung der gnostischen Organisation der Advokatenerschaft, kommunale Selbstverwaltung, d. h. Einrichtung selbständiger städtischer Verwaltungsämter und ferner den Fortfall der die literarische Pro-

duktion hindernden Zensur. Kurz zusammengefaßt, das Intelligenzproletariat verlangte die verfassungsmäßige Garantie, daß jeder, sofern er die erforderlichen Bildungsvorschriften erfüllte, ohne Rücksicht auf Abstammung, Standeszugehörigkeit und Protektion zu den höchsten Staatsämtern aufsteigen könne. Abschaffung aller Privilegien, mit Ausnahme jener der akademischen Bildung, persönliche Freiheit, Recht des Individuums auf die Verwertung seiner Fähigkeiten, Meinungsfreiheit: das waren die Hauptschlagwörter, mit denen denn auch diese Gruppe in ihren politischen Streitschriften arbeitete. Der Staat hatte nach ihrer

Grundbesitzung galt vielen Politikern dieser Richtung nur als usurpierter Besitz — zu schützen und Angriffen auf den Genuß dieses Eigentums zu wehren; im übrigen aber sollte er sich möglichst zurückhalten, nicht zu finden sind, die von unten emporgekommen. Der Feldweibel aber behält also das letzte Wort: „Dies alles lautet zwar wol auf meinen Schrot; indessen sehe ich aber wol, daß uns die Thüren, zu verschiedenartigen Würden zu gelangen, durch den Adel verschlossen gehalten werden. Man setzt den Adel, wenn er nur aus der Schale gekrochen, gleich an solche Ort, auf die wir uns keine Gedanken machen dürfen, wenn gleich wir auch mehr gethan haben als mancher Adlige, den man jetzt als Obristen anstellt. Und gleich wie unter den Bauern manch edles Talent verdirbt, weil es aus Mangel an Mitteln nicht zum Studium angehalten wird, also veraltet manch wackere Soldat unter seiner Musquet, der billiger ein Regiment verdiente und dem Feldherrn große Dienste zu leisten wüßte.“ Da wird also schließlich die Sache noch in den Zusammenhang gebracht, daß nicht bloß beim Militär, sondern im allgemeinen die Brauchbarsten nicht aufzukommen vermöchten. Das sind nun rebellische Ideen, deren Zeit damals in Deutschland noch nicht gekommen.



Wilhelm Herzberg, der leitende Redakteur unseres Münchener Parteiorgans, ist dieser Tage nach langer Krankheit einer Besserung erlegen. Herzberg war länger denn ein Jahrzehnt redaktionell an Parteiblättern tätig und gehörte als sozialdemokratischer Stadtverordneter nacheinander dem Stadtparlament in Braunschweig, Ludwigshafen und Nürnberg an.



K. W. Stolle. Einem Siebzigjährigen darf die deutsche Sozialdemokratie in diesen Tagen (19. Dezember) Blick wünschen. Karl Wilhelm Stolle, der seit mehr denn drei Jahrzehnten fast ununterbrochen den Reichstagswahlkreis Zwickau-Crimmitschau sozialdemokratisch vertritt, gehört zu den ältesten und bewährtesten Parteigenossen. Seine Verdienste um die Ausbreitung unserer Ideen, seine unermüdete Tatkraft, kennzeichnen seine wackere Art, die uns noch lange erhalten bleiben möge.



Hermann Förster, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter für Rhenl. L., starb am 25. November. Schon als Siebzehnjähriger schloß sich der junge Zigarrenarbeiter unserer Bewegung an, um ihr Zeit seines Lebens ein bewährter und unerschrockener Wortkämpfer zu sein. Die Arbeiterschaft wird den Verstorbenen, der 59 Jahre alt geworden ist, nicht vergessen.